

Unverkäufliche Leseprobe



György Dalos

Der letzte Zar

Der Untergang des Hauses Romanow

2017. 231 S.: mit 23 Abbildungen. Gebunden
ISBN 978-3-406-71367-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/60108>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

György Dalos
Der letzte Zar

György Dalos

Der letzte Zar

DER UNTERGANG
DES HAUSES ROMANOW

Deutsche Bearbeitung
von Elsbeth Zylla

C.H.BECK

Mit 25 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2017

Gesetzt aus der Walbaum bei Fotosatz Amann GmbH & Co. KG

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Nikolaus II. Zar von Russland mit Zarin Alexandra und ihren Kindern. Originalaufnahme im Archiv von ullstein bild (nachträglich digital koloriert); © ullstein-bild

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 71367 5

www.chbeck.de

*Für Christoph Hoff
in Berlin*

Inhalt

KAPITEL 1

Einleitung

– 9 –

KAPITEL 2

Chodynka – eine gescheiterte Reifeprüfung

– 19 –

KAPITEL 3

Krieg mit Japan

– 39 –

KAPITEL 4

Allein mit der Revolution

– 61 –

KAPITEL 5

Dynastie oder Familie – eine griechische Tragödie

– 81 –

KAPITEL 6

Eine gefährliche Freundschaft im Vorfeld des Krieges

– 97 –

KAPITEL 7
Zarenalltag mit Schlüsselfigur
– 111 –

KAPITEL 8
Der Zar in der Julikrise
– 135 –

KAPITEL 9
Der ratlose Kriegsherr
– 149 –

KAPITEL 10
Der Sturz
– 169 –

KAPITEL 11
Die Tragödie des Bürgers Romanow
– 185 –

ANHANG
Anmerkungen
– 211 –

Literatur
– 223 –

Bildnachweis
– 224 –

Personenregister
– 225 –

KAPITEL 1

Einleitung

Die Dynastie Romanow, wichtige Protagonisten ihrer mehr als dreihundert Jahre währenden Herrschaft, einzelne Zarrinnen und Zaren sowie schließlich das Ende ihrer Ära sind in schier endlos vielen Büchern beschrieben worden – von klassischen historischen Arbeiten bis hin zu primitiven Kolportagen. Seit der Erfindung der Filmkunst kamen zahlreiche Stumm- und Tonfilme hinzu, deren Spektrum ebenfalls von höchstem Niveau bis hin zu kitschigen Schinken reichte. Insbesondere das Schicksal der letzten Vertreter des Hauses, vor allem von Zar Nikolaj II. und seiner Frau, der hessisch-darmstädtischen Großherzogin Alexandra, beschäftigt bis heute die literarische, künstlerische und handwerkliche Phantasie von Autorinnen und Autoren. Dabei ging es nicht allein um die bestialische Ermordung der engeren Familie mitsamt den Teilen der Dienerschaft, die ihnen die Treue gehalten hatten. Letztendlich wurden von den 65 Mitgliedern des Herrscherhauses 18 von den bolschewistischen Machthabern umgebracht und 46 ins Exil gezwungen. Wir kennen nur einen Großfürsten, dem es möglich war, dem Gefängnis zu entkommen und das Land zu verlassen: Dank eines lebensrettenden Briefs von Maxim Gorkij an Lenin kam Gavriil Konstantinowitsch frei, wobei er bis zu seiner Ausreise nach Finnland sogar die Gastfreundschaft des weltberühmten Schriftstellers genießen durfte.

Das, was mit dem Zarenpaar und seinen Kindern in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli 1918 in Jekaterinburg geschah, lässt bis heute dem russischen historischen Gedächtnis keine Ruhe. Auf der einen Seite suchte die sowjetische Publizistik, um die Untat zu rechtfertigen, ein diabolisches Bild von «Nikolaj dem Blutigen», der Quelle allen Übels,

zu zeichnen und dabei wichtige Nebenumstände des Massakers zu verschweigen bzw. zu tabuisieren.¹ Auf der anderen Seite dominierte in der Exilliteratur die Tendenz, das tragische Ende der Familie Romanow rückwirkend als Nachweis ihrer beinahe heiligen Tugenden herauszustellen. Eher westlich orientierte Autoren waren bemüht, eine ausgewogene Analyse der Laufbahn von Russlands letztem Herrscher «aus Gottes Gnaden» zu leisten. Was ihre Arbeit erschwerte, war die mangelhafte Quellenlage. Obwohl die dicken Bände des von dem weißen Admiral Koltschak nach Jekaterinburgs Eroberung ernannten Untersuchungsrichter Sokolow sowie die Erinnerungen von Zeitzeugen manche Lücke füllten, konnten aufgrund der Einseitigkeit etlicher Aussagen viele kardinale Fragen nicht beantwortet werden, darunter etwa solche nach den Entscheidungsmechanismen der bolschewistischen Zentrale. Diese wurden auch nach 1991, dem Jahr der Öffnung sowjetischer Archive, nicht hinreichend aufgeklärt.

Die in Putins Russland mit starker kirchlicher Deckung betriebene Kanonisierung des ermordeten Zaren als «Märtyrer» stößt nicht nur auf meine Skepsis als Agnostiker, sondern lässt in mir auch andere dunkle Zweifel aufkommen. Zunächst einmal ist es aus meiner Sicht nicht zulässig, das Ehepaar Romanow, praktizierende Antisemiten, die ihre geistige Nahrung sogar noch in Jekaterinburg in den «Protokollen der Weisen von Zion» suchten und fanden, in einer Reihe mit dem Juden Jesus Christus zu nennen. Zweitens: Was heißt in diesem Falle «Märtyrer»? Märtyrer zu sein bedeutet für mich etwas Überzeugenderes, als die eigene Herrschaft «aus Gottes Gnaden» zu vertreten, eine Herrschaft, an deren Untergang das Zarenpaar zudem nicht ganz unschuldig war. Wenn schon unbedingt Märtyrer genannt werden sollen, dann müssen die politisch Unschuldigen wie Hofdamen, Köche, Leibärzte und andere aufgezählt werden, die freiwillig das Los ihrer Herrschaften geteilt haben. Auch die Hauslehrer Gilliard oder Gibbs, der Küchenjunge Ljonja Lednew oder die Hofdame Wyrubowa wären Märtyrer ihrer eigenen Treue geworden, wenn die Täter sie aus verschiedenen Gründen nicht daran gehindert hätten. Unschuldige Opfer waren die fünf Kinder der Zarenfamilie. Opfer waren alle Toten von Jekaterinburg, und was den Zaren und die Zarin betraf, seit ihrer Verhaftung sogar in doppeltem

Sinne: als Personen der Öffentlichkeit, die keine Rolle mehr spielten und die zu keiner Zeit von irgendeiner Instanz einer juristischen Schuld bezichtigt wurden.

*Wird eine Epoche beerdigt,
Tönt kein Psalm übers Grab,
Brennesseln, Disteln
Werden den Hügel verziern.
Den Totengräbern im Zwielficht
Geht's von der Hand. Und es eilt.
Mein Gott, wie die Stille wächst –
Man hört die Zeit vergehn.*

ANNA ACHMATOWA

Seinen Zenit als Großmacht hatte das Zarenreich mit dem Sieg über Napoleon und der Schaffung der Heiligen Allianz während des Wiener Kongresses erreicht. Im Jahre 1815 galt Zar Alexander I. als Retter Europas vor der «französischen Gefahr», die alle Monarchen «aus Gottes Gnaden» seit 1789 in Panik hielt. Unter anderem war jede Rückkehr eines Herrschers aus dem Haus des Parvenüs Bonaparte nun streng untersagt. Obwohl Fürst Metternich, Österreichs Außenminister, der Spiritus Rector der als «ewiger Frieden» konzipierten feudalen Restauration war, war es die militärische Stärke Russlands, welche dieser Rückwärtsbewegung die erforderliche physische Energie verlieh. Allerdings erwies sich die Struktur der Allianz als unvollkommen. Einerseits blieb das nichtchristliche Osmanische Reich ausgegrenzt, andererseits sah Großbritannien keinen Grund, sich an eine kontinentale Koalition zu binden.

Außerdem konnte das Bündnis der Ewiggestrigen weder die bürgerliche Entwicklung noch die nationalen Unabhängigkeitsbestrebungen wirksam aufhalten. 1830 fegte eine Revolution in dem inzwischen der Heiligen Allianz beigetretenen Frankreich die Bourbonen hinweg und setzte auf Ludwigs Thron den «Bürgerkönig» Louis Philippe, der ausgerechnet auf die französische Verfassung seinen Eid ablegte. In den 1830er Jahren erlangte Belgien die nationale Unab-

hängigkeit, und Griechenland kämpfte, gestützt von der ungeteilten Solidarität Europas, gegen die Osmanenherrschaft. Russisch-Polen startete einen Aufstand gegen St. Petersburg, der nur mit Mühe niedergeworfen werden konnte. In Preußen herrschten Ideen des Vormärz, gefordert wurden ein bürgerliches Parlament und die nationale Einheit, und in Ungarn, wo der Landtag ursprünglich loyal gewesen war, ging er zu offenem Widerstand gegen die Habsburger über. Die aufgeklärte Elite forderte «französische» Reformen wie die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Abschaffung der Zensur. Radikale Strömungen deutscher Exilarbeiter in Frankreich baten die schreibkundigen Bürgersöhne Karl Marx und Friedrich Engels, für sie ein leicht lesbares Programm der «sozialen Revolution» zu erarbeiten. Die schmale Broschüre mit dem legendären Titel «Manifest der kommunistischen Partei» erschien im Februar 1848 bei einem namenlosen Londoner Verlag.

Durch seine diplomatischen und geheimdienstlichen Quellen war Zar Nikolaj I. natürlich bestens aufgeklärt über die aus dem Westen drohenden Gefahren. Er wusste, dass viele seiner Offiziere, die sich im Krieg gegen Napoleon heldenhaft ausgezeichnet hatten, vom Virus einer freieren und zivilisierteren Ordnung infiziert waren. Um eine liberale Monarchie in Russland einzurichten, versuchte ihre kleine, nach dem Vorbild der Freimaurer strukturierte Organisation sogar, mit einem Aufstand seine Inthronisierung im Dezember 1825 zu verhindern. Dieser Vorstoß der Adelligen, die nach dem Zeitpunkt des Aufruhrs «Dekabristen» (Dezemberleute) genannt wurden, scheiterte jedoch und zog mehrere Hinrichtungen und Hunderte von Verbannungen nach sich – die Verhöre führte der Zar höchstpersönlich. Wichtiger als sein Rachegefühl war die Angst vor Nachahmern dieser ersten Wagemutigen.² Deshalb stoppte er sogar Reformen, die sein Vater Alexander I. noch hatte einführen wollen, darunter einige Erleichterungen für die Leibeigenen, die immerhin 80 Prozent der bäuerlichen Bevölkerung ausmachten. Er verstärkte landesweit die Bespitzelung durch die Geheimpolizei und verhärtete die Zensur. In Ausnahmefällen wie dem von Alexander Puschkin, dessen Genialität ihn beeindruckte, übte er nach dessen zeitweiliger Verbannung in den Kaukasus persönlich die Rolle des ersten Zensors aus.³

Im Unterschied zu anderen europäischen Staaten, in denen die nachhaltige Wirkung der Französischen Revolution nie mehr ganz rückgängig gemacht werden konnte, gab es im Russischen Reich mit seinen staatlich-militärisch-kirchlichen Strukturen nicht viel zu restaurieren. Die intellektuelle Schicht konnte nur ein zahlenmäßig ganz geringes Publikum erreichen in einem Imperium, das zu mehr als 99 Prozent aus Analphabeten bestand – ein Phänomen, das die privilegierten Schichten mit einschloss. So war Nikolai Gogols Roman «Die toten Seelen» von 1842 mit 2400 Exemplaren bereits ein Bestseller. Keine Analphabeten hingegen waren die militärischen und zivilen Beamten, die das vitale Element des Staatslebens bildeten. In der Armee herrschten Hunger, Drill und physische Brutalität, im zivilen Dienst vorausseilender Gehorsam und eine beispiellose Korruption. Das letztgenannte Phänomen erreichte auch die höchsten Stufen der Hierarchie und war dem Zaren wohlbekannt. Zu den herausragenden Affären zählten der Diebstahl des Geldes für den Neubau des 1837 abgebrannten Winterpalais und das «Verschwinden» des gesamten Invalidenfonds. Beide Täter gehörten zum direkten Umfeld des Herrschers und veranlassten den Zaren zu der Äußerung: «So etwas hätten selbst die Dekabristen mir nicht angetan.»

Als einziges Trostpflaster blieb ihm der internationale Glanz als Retter Europas vor der Revolution. Während des «Völkerfrühlings» versuchte er sich noch einmal in dieser Rolle: Als im Mai 1849 Österreich um Russlands Hilfe gegen die rebellierenden Ungarn bat, stellte der Zar den Habsburgern eine Armee von 200 000 Mann. Dieses Entgegenkommen verstand er als Beitrag zur Niederschlagung aller europäischen Revolutionen – auch die unruhigen Polen waren nun entsprechend vorgewarnt. Selbstverständlich war Nikolaj I. auch davon überzeugt, dass die Habsburger-Monarchie im Gegenzug sich ihm gegenüber zu Dankbarkeit verpflichtet sehen würde. Aber diese Kalkulation erwies sich als grundfalsch.

Die stürmischen Revolutionswellen in Frankreich brachten Bonapartes gleichnamigen Neffen durch einen Staatsstreich an die Macht, zunächst als Präsidenten. Am 2. Dezember 1852 ließ er sich mit Hilfe eines Referendums zum Kaiser mit dem Namen Napoleon III. krönen. Obwohl Nikolaj I. nichts gegen einen starken reaktionären Herrscher

mitten im postrevolutionären Abendland haben konnte, hatte er aus seiner Sicht berechtigte Bedenken, bedeutete doch die Anerkennung eines Bonapartes als Kaiser auch einen Verstoß gegen die Grundsätze der Heiligen Allianz. Ihn störte sogar die römische Ziffer «III.», die indirekt anzeigte, dass die Kontinuität der Dynastie «Napoleon» akzeptiert wurde, obwohl der armselige, früh gestorbene «Fürst von Reichstadt» niemals als «II.» auch nur in die Nähe eines Throns gelangt war und seinen Ruhm einzig und allein Edmond Rostands sentimentalem Versdrama «Der junge Adler» zu verdanken hatte. Der Zar konsultierte deshalb mit Hilfe seiner Diplomaten andere Monarchen in dieser Frage, und sowohl Österreich als auch Preußen teilten seine Auffassung, dass der neue französische Imperator in keinem Fall als Herrscher von Gottes Gnaden zu betrachten sei. Entsprechend bediente sich Nikolaj in seiner Grußbotschaft an den französischen Staatschef statt der unter Blaublütigen gewohnten Ansprache «Mein Bruder» des ordinär-bürgerlichen «Mein Freund». Doch weder Franz-Joseph noch Friedrich Wilhelm folgten seinem Beispiel – und der von Victor Hugo als «petit Napoleon» verhöhnte Kaiser der Franzosen war ausgesprochen rachsüchtig.

Der Anlass zur Vergeltung steckte in einem gesamteuropäischen Missverständnis – in der Annahme, dass das Osmanische Reich im Sterben lag. Selbst vorsichtigere Analytiker bezeichneten das Sultanat als den «kranken Mann am Bosphorus». Heute wissen wir, dass das Osmanische Reich zumindest formal drei von den damals existierenden kontinentalen Imperien – das Russische und Deutsche Reich sowie die österreichisch-ungarische Monarchie – um einige Jahre überlebte. Dabei befand es sich in keinem beneidenswerten Zustand: Sowohl die innere Rückständigkeit als auch die damit zusammenhängende schwindende Integrationskraft hinsichtlich der außeranatolischen Besitztümer zeigten dies deutlich.

Die Napoleonischen Kriege lockerten Konstantinopels Kontakte zu den nahöstlichen Provinzen, und die Freiheitsidee der Achtundvierziger weckte die nationalen Ambitionen der Völker: der Griechen, Albaner, Rumänen, Slowaken, Kroaten, Tschechen, Serben und Bulgaren. Vor allem die Südslawen sahen in Russland ihren natürlichen Verbündeten, was wiederum der starken panslawischen Strö-

mung im Zarenreich entsprach. So brauchte es nicht viel Ermunterung, um den ewigen Traum von den Dardanellen und von Christi Kreuz an der Spitze der Hagia Sophia lebendig werden zu lassen. Während St. Petersburgs nicht eben taktvolle Diplomaten der Hohen Pforte das direkte Protektorat aufzwingen wollten, indem sie mit einem Balkankrieg drohten, versprachen die Botschafter aus London und Paris dem Sultan direkte Hilfe, ohne dies dem Zaren und seinen Diplomaten auf die Nase zu binden. So ließ sich das Zarenreich in ein dummes Abenteuer locken, in dem es zum ersten Mal in seiner Geschichte völlig isoliert zu einem militärischen und politischen Desaster verurteilt war. Die größte Enttäuschung waren aber nicht die Kriegsgegner, die mit ihrer Flotte in den Dardanellen erschienen und Sewastopol einnahmen, sondern die vermeintlichen Freunde. Während sich Preußen aus dem Konflikt heraushielt, drohte Österreich zur Wahrung seiner Interessen auf dem Balkan sogar mit einer Mobilmachung an der russischen Grenze. Die Enttäuschung über Österreich zeigt ein anekdotisch wirkendes, aber glaubhaftes Gespräch zwischen Zar Nikolaj und seinem polnischen Generaladjutanten Graf Rzewuski:

NIKOLAJ I. *Wer war deiner Meinung nach der dümmste polnische König?*

RZEWUSKI *Wer denn?*

NIKOLAJ I. *Der dümmste polnische König war Jan Sobieski, denn er hat Wien von den Türken befreit. Und der dümmste aller russischen Herrscher bin ich, weil ich den Österreichern geholfen habe, die ungarische Rebellion zu unterdrücken.*

So kam es – bereits unter dem nächsten Zaren – zu dem für Russland demütigenden Pariser Frieden. Nikolaj I. weilte am Ende seines verlorenen Krieges nicht mehr unter den Lebenden, und wenn wir behaupten, dass er an dem Zusammenbruch seiner Träume, hauptsächlich der Heiligen Allianz, gestorben ist, dann sind wir nicht sehr weit entfernt von der Wahrheit. Sein Sohn Alexander II., der bereits als Thronfolger die Politik seines Vaters kritisch gesehen hatte, verstand, dass hinter der Niederlage ungelöste Probleme des russischen Rie-



Abb. 1: Zar Alexander verkündet die Bauernbefreiung

senreiches steckten. Vor allem konnte das Heldentum einzelner Soldaten oder Generäle niemals ohne exakte Organisation und transportable Kriegstechnik auskommen. Das war nicht mehr die russische Armee, die einstmals Napoleon bezwungen hatte. Eine Reform der Streitkräfte wiederum war nur in einem Land möglich, das über eine zeitgemäße Industrie und eine effektivere, nicht auf halbsklavischer Arbeit beruhende Landwirtschaft verfügte. Und wenn schon Kriege geführt werden sollten, dann von einer Gesellschaft, die auch verstand, warum gekämpft wurde und in der die Bürger zumindest in lokalen Angelegenheiten über gewisse, vor Gericht einklagbare Rechte verfügten. Deshalb ordnete der Zar die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Schaffung gewählter Selbstverwaltungen (semstwo), einer embryonalen Form des Parlamentarismus, an. Die Reformen, denen Alexander II. den Beinamen «Befreier-Zar» verdankte, lösten eine unglaubliche Mobilität aus. Millionen von frei gewordenen Bauern füllten die Großstädte und bildeten nach und nach das Proletariat.



Abb. 2: Die Ermordung von Alexander II. (März 1881)

Auf längere Sicht sollte dieser Durchbruch der Moderne auch die internationale Wettbewerbsfähigkeit des Zarenreichs erhöhen.

Doch hier darf Alexis de Tocquevilles berühmte These nicht vergessen werden: «Die Erfahrung lehrt, dass der gefährlichste Augenblick für eine schlechte Regierung gewöhnlich der ist, in dem sie sich zu reformieren beginnt.» Die Veränderung eines solch versteinerten Regimes, wie es das zaristische war, nahm notwendigerweise Formen einer unaufhaltbaren Erosion an. Die plötzliche Umwertung aller Werte erschütterte althergebrachte Autoritäten und ließ hauptsächlich in der Vorstellungswelt intellektueller Eliten die Illusion entstehen, das Tempo des Fortschritts durch individuelle Aktionen beschleunigen, seine Ziele in Richtung des Utopischen verändern zu können. So verwandelte sich der Marxismus, der im Westen eine wahlweise revolutionär oder reformistisch interpretierbare Lehre darstellte, in Russland in einen Leitfaden zielgerichteter Aktion, eine Art Gebrauchsanweisung für Akteure der Geschichte. 1879 entstand die Partei «Na-

rodnaja Wolja» (= Volkswille), deren erste historisch relevante Tat die brutale Ermordung des Befreier-Zaren am 1. März 1881 war – ein Ereignis, das der damals 13-jährige Großfürst Nikolaj Alexandrowitsch miterlebte.

Für Alexander III., den direkten Nachfolger des Ermordeten und Nikolajs Vater, suggerierte dieser Mord die Einsicht, dass liberale Politik à la Alexander II. den Terror begünstige, ergo fehl am Platz sei. Vielmehr müsse zaristische Autokratie, Staatsmacht und offene wie geheime Polizeigewalt demonstriert sowie die Intelligenzija gezügelt werden, um endlich Ruhe zu schaffen. Allerdings konnte durch solche Bemühungen weder die bürgerliche Entwicklung noch der Terror revolutionärer Geheimbünde gehemmt werden. Die Lösung dieser Quadratur des Kreises blieb nach dem Tod von Alexander III. seinem Sohn überlassen, dem damals 26-jährigen Thronfolger Nikolaj II.*

* Die russischen Titel und Namen schreibe ich gemäß der russischen Form. Beispielsweise wird der Zar nicht als «Kaiser» und «Nikolaj» nicht als «Nikolaus» bezeichnet.

KAPITEL 2

Chodynka – eine gescheiterte Reifeprüfung

Der junge Zar Nikolaj, das wollen wir ihm zugute halten, war sich anfangs seiner begrenzten Fähigkeiten durchaus bewusst. Der Leichnam seines Vaters Alexander war noch nicht kalt, als er seinen Schwager und guten Freund, den Großfürsten Alexander Michajlowitsch, Ehemann seiner Schwester Xenia, im Salon des Livadia-Palais auf der Krim mit Tränen in den Augen befragte: «Sandro, was soll ich tun? Was wird aus mir, aus dir, aus Xenia, aus Alix, aus Mutter, aus Russland? Ich bin nicht darauf vorbereitet, Zar zu sein. Ich wollte nie einer werden, und ich verstehe überhaupt nichts von Regierungsgeschäften. Ich weiß nicht einmal, wie man mit Ministern spricht.»

Nicht von ungefähr lastete die Macht auf dem Sechszwanzigjährigen Nikolaj II. erklimm nun den Thron einer Dynastie, die im Zeitraum ihrer Herrschaft seit 1615 dem Russischen Reich die unterschiedlichsten Zaren beschert hatte: den westlich orientierten Reformler Peter I., die aufgeklärte, mit Voltaire korrespondierende Monarchin Katharina II., dann Alexander I., den Bezwinger Napoleons, der durch die Heilige Allianz die europäische Politik mitbestimmte. Schließlich folgten der Erzreaktionär Nikolaj I. sowie einige kurzlebige Übergangsherrscher, darunter Peter II. und Paul I., die von großfürstlichen Rivalen entmachtet bzw. ermordet wurden. Neben diesen historischen Gestalten hatte es der junge Imperator mit zwei Schatten zu tun, die seinen eigenen Lebzeiten entstammten: mit dem Großvater Alexander II., an dessen von einer Terroristenbombe zerfetztem Leichnam er als Halbwüchsiger Totenwache gehalten hatte, und der gestrenge Vater Alexander III., der dem Zarewitsch die ihm angemessen erscheinende zivile und militärische Erziehung zukom-

men ließ, ihn nach Abschluss seiner Studien auf eine Weltreise schickte und seine Eheschließung mit der jungen deutschen Fürstin Alexandra, genannt Alix, arrangierte.

Kurz und gut: Im Dezember 1894 zog ein netter junger Mann in das Winterpalais ein, den sein späterer Ministerpräsident Graf Sergej Witte als «unerfahren, aber nicht dumm» bezeichnete und über den er in seinen Memoiren sogar zweimal bemerkte: «Ich habe nie einen dermaßen wohlgezogenen Menschen kennen gelernt.» Allerdings beklagte er manche Schwächen Nikolajs, von denen ihm die leichte Beeinflussbarkeit besonders schwerwiegend erschien. Diese betonte auch sein Lehrer im Fach Geschichte und Politik, Graf Pobedonoszew, der ebenfalls einen Zusammenhang mit Nikolajs jungem Alter und seiner fehlenden Erfahrung sah. Wer aber hatte je die Erfahrung, «Zar aller Reußen» zu sein, vor der Thronbesteigung gemacht? Sogar die große Katharina war zu Anfang naiv und musste sich auf Rat und Tat ihrer berühmten Favoriten stützen. Nikolaj wollte unbedingt ein guter Herrscher sein, arbeitete unentwegt, las selbst alle Akten, die auf seinen Tisch gelangten und versah sie reichlich mit Randnotizen. Als staatsmännisches Vorbild galt ihm sein Vater mit seinem Konservatismus. In Nikolajs erster, mit großem Lampenfieber vom Blatt abgelesenen öffentlichen Ansprache warnte er die Vertreter der lokalen Selbstverwaltungen vor allzu mutigen Reformträumereien. Das war aber zunächst nur Rhetorik, noch keine Politik. Peinlicheres ergab sich, als der neue Zar im Verlauf einer Audienz des zuständigen Ministers den Bau eines Militärhafens in Murmansk – eines Lieblingsprojekts seines Vaters Alexander III. – absegnete, um die Genehmigung nach einem Gespräch mit einem seiner zahlreichen Onkel, dem Großfürsten und Admiral Alexej Alexandrowitsch, noch am selben Tag zurückzuziehen und per Ukas das lettische Libau als Militärhafen zu bestimmen, was der Minister erst aus dem Mitteilungsblatt der Regierung erfuhr. Doch selbst solche Fauxpas sah man ihm anfangs noch nach. Um diesen Fehler wenigstens ein bisschen wieder gutzumachen, ließ er den Hafen nach seinem Vater benennen.

Eigentlich galt er in den ersten anderthalb Jahren seiner Herrschaft noch nicht als vollwertiger Monarch: Es fehlte am Krönungsakt, der gemäß der russischen Tradition nur in der alten Hauptstadt

Moskau vollzogen werden durfte. Dabei handelte es sich um eine doppelte Krönung, die des Zaren und der Zarin. Das kirchliche, militärische und weltliche Zeremoniell wurde langfristig mit gebührendem Pomp geplant. Am 8. März 1895 gründete man zu diesem Zweck eine dreiköpfige Kommission mit Nikolajs Onkel, dem Großfürsten Sergej Alexandrowitsch, an der Spitze, der neben seinem hohen Rang auch den Posten des Moskauer Generalgouverneurs bekleidete, ein Amt, das hierarchisch weit höher rangierte als das des Moskauer Bürgermeisters. Mit der Organisation der vom 6. bis 26. Mai 1896 anberaumten Feierlichkeiten beauftragten die drei Verantwortungsträger das Petersburger Hofministerium und die diesem untergeordnete Moskauer Krönungskommission.

Massenspektakel dieser Art folgten im ausgehenden 19. Jahrhundert mitunter dicht aufeinander. Sie mehrten einerseits das internationale Ansehen des jeweiligen Landes und wirkten gleichzeitig im Sinne der sprichwörtlichen «panem et circenses» wohltuend auf die Stimmung der eigenen Bevölkerung. So feierte 1887 Großbritannien als damals mächtigstes Imperium der Welt das goldene Thronjubiläum von Königin Victoria in der Westminster Abbey mit 50 Monarchen und Fürsten, die als Gäste geladen worden waren, und begeisterte das Volk auf dem Trafalgar Square. Zwei Jahre später wurde in Paris die Weltausstellung mit Sensationen wie dem Eiffelturm und Edisons Phonographen eröffnet. Allerdings vermied man, zu diesem Ereignis die blaublütige Elite des Kontinents einzuladen, denn die Weltausstellung fand aus Anlass des hundertjährigen Jubiläums der Großen Revolution statt, in der zu viele Köpfe der Aristokratie gerollt waren. Fast zeitgleich mit der Krönung des russischen Herrscherpaares kam es in Europa zu zwei weiteren grandiosen Selbstdarstellungen: Die Ungarn feierten 1896 die tausendste Jahreswende seit ihrer «Landnahme» zwischen Donau und Theiß. Neben der von Kaiser Franz-Joseph eröffneten Jubiläumsausstellung und Hunderten von Veranstaltungen von Frühjahr bis Herbst erhielt so die Hauptstadt Budapest die erste Untergrundbahn des Kontinents, die noch heute als «millennarisch» bezeichnet wird. Und sogar das bettelarme Griechenland inszenierte 1896, Coubertins Idee folgend, die ersten Olympischen Sommerspiele der Neuzeit in Athen. Die Eröffnungsrede hielt

König Georg I., Cousin sowohl von Nikolaj als auch von seiner Gattin Alix.

Was die Prominenz der Gäste betraf, so ließ sich auch der Zarenhof nicht lumpen: Erzherzöge und Großfürsten aus Siam, Dänemark, Japan, Baden-Württemberg, Montenegro, Bayern und Neapel waren geladen. Als besonders herausragende Gäste kamen aus Großbritannien Alfred, Duke of Edinburgh, sowie aus Österreich der Thronfolger Franz Ferdinand. Aus China reiste Li Hongzhang an, Sonderbeauftragter des Kaisers, sowie das gesamte diplomatische Corps, aus dem Russischen Reich selbst standen der Emir von Buchara, der Khan von Chiva, sämtliche Kirchenfürsten, Kammerherren und Hofdamen, alle hohen Militärs, Amtsträger und Repräsentanten des Adelsstandes und sogar eine Delegation von Bauern auf der Gästeliste. Über den Ablauf der Festlichkeiten berichteten rund zweihundert ausländische und russische Journalisten, für die eigens ein Presseklub eingerichtet wurde. Alles in allem gönnte man sich, wie es in heutiger Diktion heißen könnte, ein Medienereignis vom Weltrang.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de